

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

92 (21.4.1915) Unterhaltungs-Beilage

gegen den Aufbruch im Frieden in den Hauptstädten Stützpunkt. Der westlichen Mächte ohne 19. April er und die werden, wo den konnte. tische Ver- einzigen ernommene Feuer zumeist abgewie- enen Trup- zu Angriff- Seiten in Kampfartig-

uf Vörrä- urden zwei Auch eine hiebtlich ver- Sarajin unben fielen anzu- Umgebungs- gingen. einem er wurden erung war der An- ut in den die bisher n erbit- plieger mit rätselhaft. Begriffsom-

genblättern „Morgens für die An- nigt der Dachtsh-

amtlich.) haben wir feindlichen Straße der Minenjuden Booten der Meer- plätzen ist

Zeitungsen geschlossen

mahl den Monn April, ung in der ir die Zü- ndern für

freund.

S!

aucho

ver

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 21. April

des „Volksfreund“

Nummer 92 — 1915

Der Waldbach.

Nach den Aufzeichnungen eines Gefallenen erzählt.

Zweimal hatte sich eine Woche vollendet. Und noch immer lagen wir in den kühlen, nassen Abgründen des Schützengrabens. Drei große Gräben bildeten die drei Seiten eines unregelmäßigen Himmels. Die beiden übrigen waren noch vom Feinde besetzt, der sich standhielt. Das Gelände war recht uneben, dicht bewaldet und von einem Bache durchströmt. Der zog in breiter Bahn durch die Waldungen in einer Art Schneise und bot ein gutes Schußfeld, wenn es jemand wagte, dort Wasser zu schöpfen.

Nur um die erste und die zweite Mittagsstunde, wenn die Sonne den Wald vergoldete, war strengste Waffenruhe, war die Wasserpause. Freund und Feind holten sich dann Wasser, wir unten, die Gegner mehr oben am Bache; oft nur einige hundert Meter voneinander getrennt. Je ein Schützengraben des Feindes und der unsrigen lagen auf dem anderen Bachufer. Endlich war es uns geglückt, die letzte Annäherung und Vorbereitung zum Sturme zu treffen. Im Schatten der Nacht und der Bäume waren die beiden äußersten Enden der dem Feinde am nächsten liegenden Gräben über eine Hügelkuppe so gezogen worden, daß sie fast rechtwinklig von beherrschender Höhe auch die feindlichen Gräben bestreichen konnten. Doch waren den Tag vorher sehr starke Regen in dem unglücklich dichten Walde im Rücken des Feindes zusammengezogen worden. Die Flügelhänge wimmelten davon. Eine Bestäubung von vorn, dem Bache hügelan, war fast unmöglich. Unglaubliche Drahtverbaue und Flatterminen hinderten jeden Zugang. Den Morgen über hatte eben aufgefahrene Artillerie hinter unseren Berghängen vorge- arbeitet. Immer in den prachtvollen Wald hinein, in den sich der Feind eingeklinkt hatte wie eine hartnäckige Meute.

Da kam uns die willkommene Meldung: Der Gegner ist halb umgangen. Neue Infanterie ist eingetroffen und greift am Nachmittag von hinten an und treibt den Feind aus dem Walde und aus den Gräben hinaus in seine eigenen Minen und über den Bach, auf unsere Gräben dort und in unser Frontfeuer hinein. Herrlich! Unsere Hoffnungen auf Unterstützung war nicht zerschanden geworden und eine freie, fröhliche Jagd auf den zähen Feind stand in Aussicht!

Schnellicht lauerten wir auf die Stunde. Hundert Augen und zapadende Hände, hunderte Gewehrläufe und blühende Bajonette und die Maschinengewehre, die gedeckt und geschützt in den neu geschaffenen Endpunkten der Gräben der Arbeit harrten. Ein prachtvoller Tag, voll der Serbe und der Süßigkeit des späten Herbstes. Ruhe und Heiterkeit zitterten in der Luft unter dem staubfarbenen Gewölbe des Himmels. Rot wie Blut und golden hing es an den Bäumen herab. Es war, als ob die Sonne das schwergeprüfte Land verschönern wolle mit der ganzen verschwenderischen Pracht eines letzten Glanzes. Wie unruhig es aber in uns! Augen und Nerven zitterten vor Erregung. Wir bohren uns mit dem Blick hinein in den verhängnisvollen Wald und stierten gierig nach roten und blauen Rauchfahnen, nach dem Glühen feindlicher Augen. Schwang nicht auch von drüben der Bach in unsere Höhlen und setzte durch unsere Reihen hinauf und hinab?

Da! Da! Zwei Augenpaare hatten sich seitgebissen, und heiß jagten die Augen von hüben und drüben. Doch blieb es bei uns nur vereinzelt mit den Schüssen. Mehr knatterte, knackte und prasselte es in den hinteren Teilen des Waldes hinter den feindlichen Gräben.

Ich blickte auf und sah eine große Herrlichkeit. Sonne und Erde schenken sich wie zwei Schwestern, was sie Lieb- bes hatten. Gold und Glanz schimmerten über die Bäume im Purpurgewand. Mit weichen Händen wurden die Tore der Seele geöffnet, und weit, weit träumten sie verkommen sich aus. Ist Wirklichkeit? Nur ebe das grimmige Morden anbot, traten zwei Rehe aus dem Waldesdunkel und drüben in den freien Raum zwischen Graben und Waldbrand und äugten südend hinunter.

Mit unwiderstehlicher Gewalt zieht mein Inneres heimwärts. Kampf und Tod und Tränen und Not sinken unter, tief unter des Bewußtseins Schwelle. Es raunt der Bach, klingt der Wald, singt die Wiege ihr Morgen- lied mir zu, und am Wiesendort liege ich still in warden- der Geduld, ob die Rehe austreten und äßen.

O Heimat! Bist du da, mich zu umgarnen, hier im fernem Lande? O Heimat, o Erde! Das Paar steht noch, Allgemach entschweben seine Umrisse wie die Flieger, wenn sie früh am Morgen wie mit Geierflügeln in die Lüfte sich erheben.

Gal! Mir zur Seite wird furchtbar deutlich das Ras- seln und Prasseln. Es stoben die Tiere, und sah wie ein elektrischer Funke stoben sie zur Seite in den Busch zurück, mo auch ihrer das tödliche Blei wartet. Weg ist das Sinnen und Träumen, weggepeitscht vom dem Feinde, der aus dem Walde bricht und den Tod in die Mitte nimmt zwischen uns und ihnen.

Da, die Unrigen müssen durch den Wald durch sein. Unbekendlich heftig wirft sich der Feind vor den Wald- rand, den Kameraden entgegen. Zum letzten Stoß sehen seine ruckweise abgegebenen Salven ein.

Da haben unsere Salven an, einfach hinein in die hin- ausgewirbelten roten, blauen Knäuel.

Zum Sturm!

Es rasseln die Trompeten, platen die Hurros! Die Wut, die Verzweiflung fängt an zu sieben beim Feind. In den Gräben bricht er aus. Aber wohin? Vorn die eigenen Berhaue und Minen, im Rücken der nahende Gegner.

Tad—tad, tad—tad—tad—rad—rad—rad. Die Maschinengewehre sind in Tätigkeit. Die Posthosen flüchten in den Gräben zurück, werden aber von den nachstür- zenden Schützen in drangvoller Enge zusammengedrückt und eingekleidet.

Rad—knack—tad—tad — es ist das Maschinengewehr vom jenseitigen Bachufer. Das goldene Licht, der weiche, blutfarbige Teppich am Boden breiten die Arme aus und nehmen die ersten Toten auf. Die Spitzkugeln sausen von dem Gang und dem Tal, von den Gräben und über den Bach. Das Wasser trägt das Blattgold leise und zart auf der schimmernden Fläche. Wie Blutflecken schauen die vielen müden Blätter drein. Es ist, als ob sich der Bach den Todesopfern zuliebe geschmiegt habe, daß sie sich hinein- betten.

Da, das Maschinengewehr vom drüben hat die feind- lichen Gräben dort müde gemacht. In fliehender Hut wagt es über den Bach auf die Kameraden zu, die den ein- zigen Ausweg noch erstreben, an dem Wasser die Schneise entlang über die brennende Stuppe hinwegzuschleichen. Nur heraus aus dem fürchterlichen Kesselreiben. Doch — o Graus! Sie verfangen sich in den eigenen Drahtverhaue und drängen einige auf die eigenen Platterminen hin, an denen sie so ängstlich vorbei wollen. Wie starkes Kafen- geräusch fliehet es auf hier, da, vorn, hinten, dann auf ein- mal zusammen.

Was lebend bleibt, fliehet die rettende Gasse hinauf, am Wasser entlang. Da — entsetzlich! — fliehet auch von der Höhe hier herab. Die äußeren Ketten der durch den Wald treibenden Unrigen sind. Nun ist der Todesring ge- schlossen.

Sprung auf! Maria, maria! Heraus aus dem Gra- benloch, ihnen den Rest zu geben mit Kolben und Stahl! Fast unerlöschbar wird die Wegsperrte vor uns.

Tad—tad—tad—tad—zisch—bum! zisch—bum! Schon rötet sich der Bach und flutet über Franzosen- leichen. Noch stehen die Augen der Toten auf und trinten in sich hinein die Schöne des scheidenden Tages. Die Sonne spendet das letzte Gold, und Sonnengold in Augen und Seelen, so fielen sie nieder in die lohende Pracht. Zwei Bataillone sind nicht mehr. Das dritte wirft alles weg, läßt ab von der wahnwitzigen Flucht den Bachweg hinauf und kriecht vor der Reichenmauer oben, flehentlich die Hände hebend.

Die Trompete bläst: Das Ganze halt! Nun begegnen sich die Kameraden, die von oben, die vom Walde und die aus den Gräben. Doch will kein frohes Wort über die Rippen. Zu grauig ist die Ernte, die wir eingebracht, und mancher Helm löst sich vom Kopfe, die Majestät des Todes zu begrüßen . . .

Aus feldpostbriefen.

Aus dem Schützengraben schreibt ein Karlsruher Partee- genosse, der beim 17. Westf. Infanterie-Regiment in Mörchingen aktiv dient:

Liebe Eltern! Ich will Euch nun auch einmal schreiben, was ich schon alles erlebt habe und wie es bei uns im Schützengraben zugeht. Die Franzosen sind immer die eifri- gen schweren Portionen, die kann unser Magen nicht vertragen und wir haben uns so in eine Höhle eingewandelt, daß, wenn eine Granate herinkommt, man uns nicht begraben braucht. Auf der einen Seite schießt die französische Artillerie, auf un- serer Seite spielt die Muffel und der Himmel hängt voller Regen. Die Franzosen erschrecken uns die Raute durch ihren Kanonendonner. Ab und zu lassen unsere Minen einen oben- betäubenden Donner hören, wobei die Erde furchtbar beb- t. Manchmal meinen es die Franzosen gar nicht schlecht, wir legen schon auf einen Steinwurf ihnen gegenüber. Wir schreiben Get- tel, die Franzosen sollen das Schreiben sein lassen, stecken ihn in einen Zwieback, einen Stein dazu und werfen ihn hin- über. Die Franzosen warfen wieder einen Zettel herüber, wir sollten Frieden machen. Wir warfen auch Zigaretten hinüber, wofür uns die Franzosen Schokolade herüber warfen. Am An- fang, als ich noch bei der Nachhüter-Kompanie war, wurde mein früherer Korporalschaftsführer weggeschickt, eine Wunde zu behandeln. Er hatte vielmehr einen Befehl an die Befabung der Wunde zu bringen und da suchte er sich 6 Mann von seiner Abteilung aus, dabei auch mich. Ich schloß wie an seiner Seite und waren in kurzer Zeit die besten Freunde, während er in Friedenszeit seinen Flügelmann immer so hoch nahm. Aber jetzt mußte ich immer sein treuer Begleiter sein und was wir hatten, teilten wir immer unter uns. Leider ist er jetzt schwer verwundet, durch 6 Kugeln getroffen, sonst hätte ich Euch durch etwas anderes Freude bereiten können.

Nun weiter. Es war gegen Mittag und unser Magen be- schreute Hunger. Eine festliche hatten wir schon tagelang nicht mehr gesehen, da wir meistens recht weit von unseren Truppen entfernt waren, so waren wir immer auf unseren „eigenen Herd“ angewiesen und der war draußen und überall. Zwei Mann blieben nun an der Brücke stehen, um den Kanal zu be- wachen. Es war gewagt, doch wir gingen etwa 150 Meter zu- rück in ein alleinstehendes Gehölz, um uns dort etwas Essen zu holen. Eine Familie von acht Köpfen hieß uns freundlich wil- lkommen. Der Alte erzählte auch von den Truppen, die hier schon waren. Er sprach deutsch; es war auch ein deutscher Bauerhof. Er glaubte nicht, daß hier einmal Franzosen hin- kämen. Dies sollte er aber doch bald gewahrt werden. Ich war mit den übrigen drei Mann im Felde, ein Karthoffel zu holen, als uns der Sergeant rief. Es kam nämlich etwa 25 bis 30 französische Reiter stolz aus dem Walde geritten. Wir nun schnell an unsere Gewehre. So schnell hatten wir noch nie Patronentaschen und Tornister um- gehängt und wenige Augenblicke später sahen wir vor dem Hause, hinter einem Steinhaufen, und warteten, bis sie näher kamen. Ich lag neben meinem Sergeanten. Wir nahmen die bei- den vordersten aufs Korn und drüben ab, als sie gerade um die Wäldchen ritten. Ich hielt auf die rote Hofe und tauf das Pferd in der Wälder; es brach hinten zusammen und stand noch auf den Vorderbeinen. Ob der Monsieur Chasseur etwas abgekommen hat, weiß ich nicht, er verschwand im Walde. Nun folgte ein tobendes Schnellfeuer auf die übrigen. Die sollten nämlich nicht wissen, daß wir so wenig Leute sind, denn zwei Mann standen noch zurück an der Brücke. Die übrigen Franzosen saßen denn auch im gestreckten Galopp davon. Nun sprang ich mit dem Sergeant zusammen in den Wald; konnte aber der Chaf- seur nicht finden. So ließen wir uns unsere Räder bringen und die Jagd ging zu zweien los, den Franzosen nach, bis wir sie sahen. Dann fliegen wir ab und feuerten, bis wir im Walde verschwanden.

Nun fuhren wir zurück. Ich nahm ein angeschossenes Pferd mit. Ein Franzose war tot. Ich fand in seiner Sattel- tasche eine deutsche Militärmütze, eine Sprengbombe und einige Rädchen Kaffee, also konnten wir uns noch Kaffee kochen. Das Pferd selbst stellte ich an dem Gehölz in den Stall. Wir mach- ten uns nun an das Essen, doch ehe wir damit fertig waren, kam eine deutsche Kavallerie-Patrouille, ein Oberleutnant und drei Mann, die von ihren Truppen abgekommen waren und meinte uns, daß französische Infanterie ungefähr in Stärke eines Ba- taillons im Anmarsch sei. Wir versuchten Verstärkung zu holen, doch das nächste Dorf war leer und unsere Truppen hatten sich damals auf der ganzen Front zurückgezogen und wir mußten allein den Kampf aufnehmen. Diesmal die Kavallerie und die drei Mann an der Brücke noch dabei. Wir nahmen dieselbe Verteidigungsstellung wieder ein und warteten auf das Kom- mando. Zuerst kam ein großer Hund, dann 2 Infanteristen und dahinter 2 und 2, so weit man sehen konnte, lauter Infan- terie. Wir ließen sie näher kommen bis etwa 150 Meter, dann feuerten wir so schnell wir konnten. Es fielen verschiedene und die anderen verschwanden im Walde. Jetzt mußten wir uns aber aus dem Schauben machen, die Kavalleristen auf ihre Pferde und wir auf unsere Räder und auf dem halben Wege regnete es nur so mit Kugeln über uns her. Wir konnten von Glück sagen, daß die Franzosen viel zu hoch schossen. Es wurden nur zwei Mann verwundet; einer blieb liegen, anscheinend tot. Einer hatte einen Streifschuß am Halse, ich dachte, wir würden durch- löchert wie ein Sieb. Unsere Kavalleristen ritten in den Wald hinein und wir Nachhüter nahmen den Kampf noch einmal auf hinter der Brücke. Wie die Franzosen aus dem Walde kamen, so fielen sie auch. Doch hätte unser längeres Aushalten keinen Zweck mehr gehabt und wir wären nur in Gefangenschaft ge- raten. So zogen wir uns einer nach dem andern zurück, wäh- rend die übrigen feuerten. Ich war der letzte, der noch da lag und hatte mein Rad noch ziemlich weit zurückliegen. Die Fran- zosen hatten schon den ganzen Waldrand besetzt; auch bekamen wir schon von der Flanke Feuer und wie ein Tiger sprang ich auf mein Rad und unter Geschöhhogel in den Wald hinein. Wir hatten eine gute Nase, denn bald wären wir gefangen gewesen. Wohin wir sahen, nichts wie französische Kavalleristen, doch kamen wir durch, sonst wären wir heute nicht mehr da. Nach 6 Tagen gelangten wir wieder zu unserem Truppenteil. Wir waren schauer als die Franzosen und ein deutscher Soldat gibt sich nicht so leicht gefangen. So könnte ich Euch noch mehr schreiben, aber man hat nicht immer so viel Zeit dazu.

Dermisches.

Kindernervosität und Krieg. Eine beherzigenswerte Mah- nung, vor Kindern manche Einzelheiten der kriegerischen Ereignisse nicht zu ausführlich zu behandeln, enthält eine Mitteil- ung über nervöse Störungen bei Kindern, die Dr. Otto Kay in der „Berliner klinischen Wochenschrift“ macht. Dr. Kay beobachtete eine auffällige Häufung von sonst verhältnismäßig seltenen nervösen Störungen bei Kindern während der Kriegs- zeit. Es handelt sich um „Angstzustände“, deren Bild fast völlig den bei Erwachsenen so häufig beobachteten Zuständen gleicht. Die Kinder waren ganz gesund und fangen nun plötzlich an, schlecht auszugehen. Sie werden blaß, schlapp und zeigen einen milden Gesichtsausdruck, der unzweifelhaft eine leichte, melan- cholische Veranfassung hat. Der Appetit fehlt; von Zeit zu Zeit hören die Kinder zu spielen auf, träumen vor sich hin oder laufen unruhig hin und her. Dann beginnen sie wieder ihre Beschäftigungen; doch eins der Kinder, ein Mädchen von sechs Jahren, das früher viel gespielt hatte, spielte jetzt überhaupt nicht mehr. In zwei Fällen stellten die Eltern gleich die Ver- mutung auf, daß die Kinder sich über den Krieg erschrecken hätten und auch in anderen Fällen ergab sich dieselbe Ursache. Es war nicht immer der Krieg an sich, aber Einzelheiten, die sie zu hören bekamen, hatten auf die Kinder gewirkt, insbeson- dere die Erzählung von Greuelthaten. Die Kinder stammen alle von „nervösen“ Eltern; bei dem schwersten Fall lag eine ernsthafte Belastung von der Mutter vor. Läßt man sich nun von Kindern eine genaue Schilderung dessen geben, was in ihnen vorgeht, so beschreiben sie ihre Empfindungen ungefähr folgendermaßen. „Ich bekomme plötzlich solche Angst, und wenn das dann eine Weile gedauert hat, dann habe ich keine Angst mehr.“ Bei der Frage, worüber sie sich ängstigen, bekam der Arzt zweimal die Antwort, sie müßten an die und die Greuelthat denken, die ihnen erzählt worden sei. Auf die Frage, ob sie denn immer daran denken müßten, antworteten sie: „Nein, jetzt nicht mehr, jetzt weiß ich oft nicht mehr, weshalb ich Angst habe.“ Sie schildern dann ein ganz unbestimmtes Angstgefühl. Unzweifelhaft hän- gen diese Zustände mit psychischen Störungen zusammen, die die Kinder durch Erzählungen von Kriegen erlitten haben. Die Behandlung, die im ersten Sinne natürlich eine psychische sein muß, hatte in fast allen Fällen gute Erfolge, und die Symptome verschwanden wieder. Nur bei dem besonders schweren Fall des sechsjährigen Mädchens war der Zustand hartnäckiger und be- jeuerte sich nur sehr allmählich.

Heiteres.

Aus einem Feldpostbrief. Ein Konstanzer schreibt der „Konstanzer Zeitung“: Ein Feldpostbrief eines guten Freundes enthält folgendes drollige Geschichtchen, das auch die Allgemei- heit mit Vergnügen erfahren wird und das beweist, daß wirklich Gelegenheitswitze oft die besten sind. Steht da mein Freund, als stellvertretender Batterieführer seine Leute beaufsichtigend, in einem dörflichen Pflanzens. Auf einmal kommt von ungefähr eine Dorfschöne mit einem Korb voll allerhand Lebensmittel und geht an einen Gefreiten der Reserve (im Zivil biederer Tischlermeister aus Berlin J. D., „janz draußen“), der ihr ins- folge seiner Größe (er misst 1,92 Meter) wohl am meisten ins Auge fiel, heran und bietet ihre Schätze an mit süßem Lächeln und den Worten: „Veuillez vous des comestibles?“ Antwort prompt: „Aec, Fräuleinchen, wat soll ich damit? Meine sind ja noch janz heil, aber jona Tafel Schokolade (und greift dabei danach), wie es da haben, die wer ich Ihnen absoofen.“ Der biedere Berliner hatte also die angebotenen comestibles (Eß- waren, Lebensmittel) für — Kommisshiefel gehalten.

Uebertrumpft. Bei uns in Griechenland fand man bei den Ausgrabungen Drühte, die beweisen, daß die alten Griechen die Telegraphie schon genau kannten. — „Das ist noch gar nichts. Bei uns in Palästina wurden auch Ausgrabungen vor- genommen und man fand gar nichts.“ — „Nun, und was soll das bedeuten?“ — „Daß die alten Juden sogar schon die Tele- graphie ohne Draht benutzten.“